

Predigt am Sonntag Jubilate, 22.4.2018, Universitätskirche St. Pauli zu Leipzig

Andreas Schüle

Liebe Gemeinde,

„Ganzheitlichkeit“ ist ein Wort, dem man in unserer Zeit häufig begegnet – in Life-Style Magazinen ebenso wie in akademischer Literatur. Ganzheitlich leben, im Einklang von Körper und Geist, in der Balance von Seele und Welt ist ein Ideal unserer Zeit. Es gibt viele Angebote, sich diesem Ideal zu nähern, und allem Anschein nach hat sich ein ganzer Markt genau darauf spezialisiert. Bestimmte Nahrungsmittel, Getränke oder auch Beauty-Produkte sollen dabei helfen, dass wir uns wohlfühlen und einen Zustand innerer und äußerer Harmonie erfahren. Jedes Sportstudio bietet Kurse an, die nicht nur der Körperertüchtigung dienen, sondern eben dieses ganzheitliche Erleben vermitteln sollen. Ich lese Ihnen einfach einmal vor, was sich auf der Internetseite meines Fitnessstudios dazu findet: „Gesund, fit und schön durch Pilates. Pilates gilt als Wohlfühltraining, das sich positiv auf Körper, Seele und Geist auswirkt. Bei regelmäßigem Training wirst du straffer, schlanker, entspannter und verbesserst deine Haltung.“ Und freilich ebenso beliebt ist das auch in der westlichen Welt inzwischen kanonisierte Yoga. Dazu heißt es bei meinem Sportclub: „Der Grundgedanke des Yoga ist, durch Meditation, Konzentration, Atmung und Bewegung den Körper und die Seele miteinander zu vereinen. Unsere Yogaklasse ist für alle geeignet.“ Als verkopfter Akademiker amüsiere ich mich natürlich gerne über die populären Angebote für ein ganzheitliches Lebensgefühl. Aber ich gebe es lieber gleich zu: Auch ich mache dabei mit und irgendwie funktioniert es auch. Es ist schon so, dass die moderne Welt an einem zieht und zerrt, man viele Rollen bespielt, ohne dass daraus ein Gesamtbild wird. Irgendwie braucht es dann doch die Momente, in denen man den Einklang mit sich und seiner Welt spürt. Vielleicht sind Sie beim Mithören gerade darüber gestolpert, dass in diesen Werbetexten ganz emphatisch von „Seele“ die Rede ist. Tatsächlich erlebt dieser altmodische, eigentlich schon ausgemusterte Begriff in unseren Tagen eine erstaunliche Renaissance. Irgendwo müssen die Fäden doch zusammenlaufen, irgendwo muss es in uns einen Ort geben, wo man sich als ganzen Menschen erfährt und nicht nur als Summe von Teilen. Irgendwie muss doch zusammenkommen, was das Gehirn denkt, was das Herz fühlt, wonach sich die Hand ausstreckt und wohin die Beine tragen. Diese Hoffnung knüpft sich an den Begriff der Seele, und es sind keineswegs nur religiöse Menschen, die ihn heute wieder für sich entdecken.

Denn gerade moderne Menschen finden sich mit Fragen konfrontiert, auf die es keine vorgefertigten Antworten mehr gibt: Wer bin ich eigentlich? Wo gehöre ich hin – im Trubel der Stadt, im Wettlauf der Zeit, in einer Kultur, die von Updates lebt, weil das, was letzte Woche war, schon nicht mehr up-to-date ist? Man kann sehr schnell veralten in unseren modernen Welten, und das hat wenig damit zu tun, ob man jung oder alt ist. Psychische und psychosomatische Erkrankungen nehmen zu, auch an unserer Universität und gerade unter jungen Menschen. Der Start ins Erwachsenenleben, der hier stattfindet, ist für viele kein unbekümmerter Aufbruch, wo man alles probieren und sich selbst so oft erfinden kann, wie man möchte. Wissen, wer man ist, wer man sein könnte und wie man mit den eigenen Grenzen umgehen soll, ist im wahrsten Sinn des Wortes kein Kinderspiel. Ich bin gerade Studiendekan meiner Fakultät und habe sehr oft junge Frauen und Männer vor mir, die medizinische ebenso wie seelsorgliche Unterstützung benötigen, weil das, was sie im Leben bewältigen müssen, einfach zu viel ist und nirgendwo hin zu führen scheint. Da ist das Bedürfnis danach, ganz zu sein und die Seele in sich zu entdecken, nicht nur ein romantisches Sehnen, sondern tatsächlich eine existenzielle Notwendigkeit.

Nun könnte diese Predigt so weiter gehen, dass wir darauf schauen, was biblische Traditionen und christliche Lehre zum Thema Ganzheitlichkeit zu sagen haben und was es mit der Vorstellung einer Seele als Maß und Mitte unserer Existenz auf sich haben könnte. Und da gäbe es auch einiges zu sagen, gerade am Sonntag Jubilate. „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freut sich Gottes meines Heilandes.“ Immer wieder betonen die Psalmen des Alten Testaments oder, wie dieser berühmte Satz aus dem Magnifikat der Maria, dass der Mensch *im Gotteslob* ganz bei sich ist und seine Mitte findet. ‚Ganz werden‘ geschieht nicht, wenn man sich nur lange genug um die eigene Achse dreht. Nein, der Mensch kommt zu sich, wenn sich die Seele zu Gott kehrt. Das ist kein so ganz einfacher Gedanke, vor allem nicht für uns aufgeklärte Menschen, dass unsere Mitte nicht in uns, sondern außerhalb unserer selbst liegt. Ganz werden heißt sich öffnen, sich auf-machen, was nicht leicht ist, wenn man gerade den Boden unter den Füßen verliert.

Aber da sind wir nun schon ein paar Schritte vorausgeeilte, denn unser Predigttext macht uns zunächst einmal einen Strich durch die Rechnung. Wir hören die Stimme des Apostels Paulus, der all’ unseren Bemühungen nach Mitte und Ausgeglichenheit eine ziemlich deutliche Absage erteilt. Paulus interessiert sich herzlich wenig dafür, wie man sich in der Welt, in der man lebt, zurechtfinden oder gar wohlfühlen könnte. Das wollen allerdings die Menschen, an die er schreibt, nämlich die christliche

Gemeinde in Korinth. Wie führe ich ein gutes und nach Möglichkeit auch angenehmes Leben, das möglichst wenig weh tut und keine allzu großen Opfer verlangt? Das wollen die Korinther von Paulus wissen, und sie haben die Erwartung, dass das Christentum, dem sie sich nun angeschlossen hatten, darauf Antworten geben würde. Und sind wir ein bisschen ehrlich – so ganz weit entfernt von unseren eigenen Hoffnungen an das Christsein ist das vielleicht nicht.

Aber Paulus gibt den Menschen in Korinth keine Antwort, die sie befriedigt haben dürfte, wenn er schreibt:

Darum werden wir nicht müde; sondern wenn auch unser äußerer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.

17 Denn unsre Bedrängnis, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen gewichtige Herrlichkeit,

18 uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.

Paulus bietet uns hier kein Rezept dafür, wie man mit sich und der Welt ins Reine kommt. Im Gegenteil: Der Mensch, solange er lebt, befindet sich in einer unauflöselichen Spannung. Er ist äußerer und innerer Mensch zugleich. Eine Mitte, einen Ruhepol, gibt es da nicht. Der Mensch ist niemals ganz, niemals heil und soll es auch nicht sein. Unsere Bemühungen um Ausgeglichenheit und innere Mitte würde Paulus vermutlich mit einiger Verwunderung quittieren. Nein, so sind Menschen des Glaubens nicht gemacht. Menschen des Glaubens leben in einer aufgewühlten Welt, über der Gottes Zorn genauso liegt wie Gottes Liebe; eine Welt, die Christus ans Kreuz geschlagen und die dennoch den Ostermorgen gesehen hat; eine Welt, in der irgendwann einmal die Lichter ausgehen werden und der trotz allem das Licht der Herrlichkeit Gottes verheißen ist. Nein, die Welt des Glaubens ist keine wohlbepostelte Hotellounge, in der man wartet, bis man abgeholt wird, sie ist auch keine gutbürgerliche Artigkeitsoase und sie ist schon gar nichts für fromme Fanatiker, die meinen, die Grenzen ihrer Vorstellungskraft seien auch die Ränder des Universums. Nein, die Welt, in die uns Paulus hineinstößt, ist eine Welt, die etwas Altes hinter sich lassen will, um etwas Neues werden zu können. Es ist eine Welt, die, wie er im Römerbrief sehr plastisch und drastisch sagt, in Geburtsschmerzen liegt: „Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung zusammen seufzt und zusammen in Geburtswehen liegt bis jetzt“ (Rö 8,22).

Da gibt es keinen friedlichen Prozess, keinen gleitenden Übergang. Das Alte lässt sich nicht einfach abschütteln oder abschälen, und das Neue ist noch nicht geboren; allenfalls seine Schemen beginnen sich abzuzeichnen und lassen erahnen, was einmal sein wird. Deshalb kommt es für Paulus auch

nicht darauf an, ob wir als einzelne Menschlein unseren Frieden finden. Es kommt aber alles darauf an, dass wir in dieses Geburtsgeschehen einer neuen Welt mit hineingenommen werden, dass wir daran Anteil bekommen, so wenig „angenehm“ das auch sein mag.

Genau dazu braucht es den Glauben. Der Glaube therapiert nicht, er macht nicht „ganz“ oder „heil“ – sondern er macht „neu“, oder, wie Paulus den Korinthern schreibt, er verleiht eine neue „Herrlichkeit.“ Das ist nicht so trivial wie es zunächst klingen mag, denn Glauben heißt eben auch, lebenslänglich die Geburtsschmerzen dieses neuen Menschen ertragen zu müssen. Und vielleicht ist es das, was uns abhält oder gar abschreckt, uns auf den so verstandenen Glauben einzulassen und doch lieber äußere Menschen zu bleiben.

Nun frage ich mich, wie diese Unterscheidung von äußerem und innerem Menschen in unserer Zeit aussehen könnte. Ich habe letzte Woche – sozusagen mit unserem Text im Gepäck – versucht, mich selbst zu beobachten, und mich gefragt, ob man das irgendwie sehen und fühlen kann, wo man äußerlicher und wo man innerlicher Mensch ist. Und ja, wenn man sich selbst so betrachtet, dann fällt einem schon auf, dass da viel Äußerliches oder wir würden vielleicht sagen ‚Uneigentliches‘ ist. Da sind die täglichen Routinen: die erste Runde Emails schreiben mit der ersten Tasse Kaffee in der Hand; irgendwelche ‚Businessmeetings‘, die man zu 90% schon wieder vergessen hat, wenn man den Raum verlässt; Rechnungen begleichen; Mitarbeitergeburtstag nicht vergessen; dringend an dem Lexikonartikel schreiben, wegen dem einem der Verleger schon im Nacken sitzt; am Wochenende hoffentlich endlich auch mal wieder in den Zoo gehen und das neue Orang-Utan Baby fotografieren; und, ach ja, Sportstudio sollte auch noch ein zweimal dazwischen passen – Yoga, Pilates, na sie wissen schon. Man wird ja nicht jünger und die Waage ist schließlich auch kein Instrument der Vergebung.

Nun, sie könnten vermutlich alle ihre eigene Geschichte des äußeren Menschen erzählen. Und er tut ja auch nicht weh, der äußere Mensch, schon gar nicht in einer Stadt wie Leipzig, wo sich’s doch ganz gut leben lässt. Im Gegenteil, manchmal fühlt er sich angenehm an, so wie ein Paar gut eingelaufener Schuhe oder das bequeme Sweatshirt, das schon ein bisschen verwaschen ist, zu dem man aber wie magisch angezogen immer wieder greift. Aber wir wissen auch, dass dieser äußere Mensch, der wir sind, sich irgendwann abnutzt, sich irgendwann totläuft. Wenn man unseren Predigttext noch einmal genau anschaut, dann bringt Paulus das auch zur Sprache. Eigentlich heißt es in V. 16 nicht, dass unserer äußerer Mensch „verfällt“, so wie sie es in ihrem Programm aus der Lutherübersetzung entnommen steht. Das griechische Verb an dieser Stelle (*diaphtheiromai*)

bedeutet eher ‚aufgerieben, verschlissen werden.“ Und auch das ist ja eine Erfahrung des heutigen äußeren Menschen. Nicht umsonst sprechen wir von Burnout oder Er-schöpfung.

Auf der anderen Seite wurden mir in meinem Selbstexperiment aber auch die besonderen Momente bewusst, in denen etwas Überraschendes geschieht. Das profunde Gespräch, die tiefgehende Begegnung, eine Erkenntnis, die ich vorher so noch nicht hatte. Momente, in denen man eigentlich alles stehen- und liegenlassen müsste, um dem nachzugehen und durch das Fenster zu schauen, das sich da gerade verheißungsvoll auftut. Momente, in denen man aufwacht und eine Intensität des Lebens spürt, von der man sich einnehmen und leiten lassen will. Es gibt ihn den inneren Mensch, aber wir lassen ihn nicht immer in uns wachsen und stark werden, weil wir uns das nicht so richtig trauen; weil wir nicht sehen können, wohin uns das führt. Der äußere Mensch bietet uns Sicherheit, wenngleich eine Sicherheit mit Verfallsdatum; der innere Mensch dagegen bietet uns eine Verheißung, aber eine Verheißung jenseits aller Sicherheit.

Für den christlichen Glauben gibt es sie also nicht, diese Ganzheitlichkeit, von der wir eingangs gesprochen hatten – jedenfalls nicht in der Welt, wie wir sie tagtäglich erleben und durchleben. Man kann seinen Frieden machen mit dieser Welt und, wenn man Glück hat, reicht das vielleicht auch für ein Leben von der Wiege bis zur Bahre. Aber wenn wir uns damit begnügen wollten, müssten wir nicht hierher kommen, müssten wir nicht vom Glauben reden, müssten nicht versuchen, Kirche zu sein. Paulus will uns auf einen anderen Weg schicken. Er will uns Mut machen, diesen inneren Mensch aufwachen, atmen, Seele werden zu lassen.

Wir feiern heute den Sonntag Jubilate und stellen dabei das Gotteslob in den Mittelpunkt. Der äußere Mensch kann damit nicht viel anfangen. Der klopft sich allenfalls auf die eigene Schulter und rühmt sich des zivilisatorischen Fortschritts, den unsere christlich-jüdische Kultur geschaffen habe. „Ein Hoch auf aus, auf dieses Leben“ – diesen Song der letzten Fußball-WM haben vielleicht noch einige hier im Ohr. „Ein Hoch auf uns“ – das ist das Jubilate des äußeren Menschen. Aber das Gotteslob ist etwas Anderes. Das singt man nicht so einfach so mit, dafür haben wir vielleicht noch nicht einmal die richtigen Stimmbänder und auch noch nicht die richtigen Worte. Aber immerhin, wir können damit beginnen: „Lobe den Herrn meine Seele und was in mir ist seinen heiligen Namen.“ Das Gotteslob mag zu laut oder zu leise sein, es mag auch schrill oder schräg klingen, wie das bei Neugeborenen eben so ist. „Lobe den Herrn meine Seele“ – das sind die ersten, elementaren Worte und Töne des inneren Menschen, so wie „Mama“ und „Papa“ bei Kleinkindern. Aber es ist die Sehnsucht des

Glaubens, dass wir dieses Lob dann eines Tages in seiner ganzen Schönheit aus voller Kehle zusammen mit den himmlischen Chören singen werden.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft bewahre unser Herzen in Christus Jesus. Amen.